



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kann ihn heben, heute ebenso wie gestern und morgen. „Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben . . .“ Und sind wir nur weise, und verhindern es nicht, daß „Leben sich des Lebens freue“:

Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Daher die Goethen eigene Art von milder Ironie, welche in derselben Weise über religiösen wie über wissenschaftlichen, ästhetischen und politisch-sozialen Wahn lächelt, keinen von allen jedoch unbeachtet und ungenutzt von sich abweist. „Schauen, wissen, ahnen, glauben und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, müssen denn doch eigentlich zusammenwirken . . .“ Dies ist zugleich Realismus und Mystik: nur ist es der Realismus eines die Wirklichkeit schöpferisch frei gestaltenden Geistes, und es ist die Mystik des offenen, nicht diejenige des geschlossenen Auges; außerdem steht beides im Dienste eines durch und durch praktisch tätigen Gemeinns.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Die jungen Schweizer. Als die Schweizer Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum erstenmal als solche auf der Bildfläche der deutschen Dichtung erschienen, da meinten die Leipziger Literaturpápste, ein Schweizer könne überhaupt kein großer deutscher Dichter werden, weil ihm die Reinheit der Sprache abginge. Der bescheidene Albrecht Haller hat sich diese Meinung gar sehr zu Herzen genommen. Tatsächlich weisen sowohl der politische wie der kulturelle Mißs des deutschen Strebens bis zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach Norden. Die siebenziger Jahre haben ja — unter anderen Mißs — auch einen kulturellen Einheitskraus entfesselt, und es schien fast, als würde die politisch so segensreiche Zentralisation die blühende Mannigfaltigkeit, die üppige Landschaftlichkeit deutscher Dichtung mit einem einheitslichen Reichsgrau verheerend überdünnen. Die zwei Klassiker, die die Schweiz entsandt, Gottfried Keller und C. F. Meyer, stehen im Zeichen dieser Zeit. Nicht als wären sie weniger schweizerisch gesinnt als irgendeiner der heutigen, aber

ihre Werke waren sprachlich doch mehr von Weimar als von Zürich bedingt, nicht stofflich, nicht in ihren Anschauungen und Tendenzen, worin sie jegliche Nahrung von der Heimat zogen, sondern nur sprachlich. Das Alemannische spielt bei beiden eine untergeordnete Rolle und sie beweisen ungefähr die Unhaltbarkeit des Leipziger Nichtspruches, sie beweisen, daß auch ein Schweizer die Fülle und Reinheit erreichen kann, die den großen deutschen Dichter kennzeichnet. Je mehr das neunzehnte Jahrhundert zur Reize ging, desto stärker trat die Liebe zur landschaftlichen Mannigfaltigkeit zutage, desto lauter erscholl der Ruf, die Sehnsucht nach stammesmäßiger Ursprünglichkeit: der Heimatschutz, der kulturelle Partikularismus. Jeremias Gotthelf, der bis dahin fast nur von örtlicher Bedeutung war, wurde entdeckt und Fritz Reuter an die Seite gestellt. Doch konnte Gotthelf niemals deutsches Gemeingut werden, denn er blieb — gerade in den Perlen seiner Leistung — durchaus im Dialekt stecken. Der erste, der aus seinem alemannischen Sprachgefühl heraus eine gemeindeutsche Dichtersprache schuf, der die ungeklärten Edelsteine,

die wie Kiesel zahlreich im Flußbett des Dialektes liegen, zum Strahlen bringen konnte, war Karl Spitteler, der Schöpfer des „Olympischen Frühlings“, des einzigen großen, modernen Epos, das unsere Literatur seit „Hermann und Dorothea“ aufzuweisen hat. Dies hier, am Eingang der Betrachtungen über schweizerische Literatur festzustellen, sei mir als eine Huldigung an Spittelers Adresse erlaubt, um so mehr, da die besten der Moderne in der Schweiz eben in der sprachlichen Handhabung seine Schuldner sind und da ich bei den Neuerscheinungen zufällig keine Gelegenheit habe Spittelers zu gedenken. Ihn unterscheidet von Keller und Meyer, daß er nicht, wie jene, ein deutscher Klassiker geworden, obwohl er ein Schweizer ist, sondern zum Teil weil er das ist. Spitteler schrieb zu allererst aus dem Geiste der alemannischen Sprache jenes berg- und heubustige Deutsch, das aus der landschaftlich bedingten Mundart hervorgehend, kraft seiner zwingenden Bildlichkeit jedem Deutschen sofort verständlich, wie ein frisches Blut einen alternden Körper belebt hat.

Die Schweizer sind heute Mode geworden, dessen kann uns jeder Verlagskatalog überzeugen, und man hat allen Grund, sich dieser Mode herzlich zu freuen, denn sie bedeutet eine unversiegbare Quelle reinsten, klarsten Deutschtums, eine gesunde, vornehme Tradition bedeutet sie, deren wir in unserer Zeit allgemeiner Ratlosigkeit wie der Blinde des Stabs bedürfen. Allein mit der Freude ist es nicht getan: eben weil die Schweizer Mode sind — wir wollen den etwaigen verwerflichen Beigeschmack des Wortes Mode unbetont lassen — ist es geboten, den Strom, der von den Alpen her befruchtend sich über die deutschen Lande ergießt, beizeiten auf seinen Gehalt zu prüfen. Er ist kräftig und reich genug, so daß bei noch so dichter Schleuse nur Weiräucher und Geröll aufgehalten werden, während alle Fluten, die nichts Unaufgelöstes mit sich führen, ungehindert ihren Weg finden sollen. Dies ist wenigstens das Ziel, das wir uns gesteckt, indem wir uns vorgenommen, unter dem obigen Titel die moderne schweizerische Literatur von Zeit zu Zeit einer einheitlichen Betrachtung zu unterziehen, wobei der Tatsache, daß die innere Entwicklung der Schweiz über die sprachliche Dreiteilung hinaus

einem einheitlichen, starken Nationalstimm entgegenstrebt, dadurch Rechnung getragen werden soll, daß wir den hervorragendsten Leistungen der romanischen Schweiz unsere Aufmerksamkeit nicht versagen.

* * *

Alfred Huggenberger*), des „Bauern-
dichters“, Ruhm ist laut durch die Zeitschriften und Zeitungen gegangen. Wie schön, daß die Fährte ausnahmsweise richtig, daß der Lärm nicht ein blinder gewesen. In ihm ist der deutschen Dichtung wahrhaftig ein Großer erstanden und eben darum ist es fast komisch, daß die Kritik der Nebenächlichkeit seines Bauertums eine so übertriebene Wichtigkeit beimißt. Der Bauer wurde mit all der Nährung, die Naivität, Natureinsicht, Freiheit von jeder literarischen Erbbelastung dem Städter einflößt, in den Vordergrund gestellt. Dem kann nicht zeitig genug widersprochen werden: Huggenberger ist ein großer Dichter, der des Anziehungsmittels eines Kuriosums einfach nicht bedarf. Dann aber ist diese ganze Nährung auch falsch und beruht auf der Unkenntnis des Landes und der Sitten, wie ja tatsächlich die vielbereifte Schweiz zu den am wenigsten bekannten Ländern in Europa gehört. Ich meine natürlich die schweizerische Schweiz, nicht die Hotelschweiz. Nun ist Huggenberger wohl ein waschechter Bauer, aber weder naiv, noch ohne literarische Erbschaft, sondern im Gegenteil von äußerst verfeinerter, komplizierter Gemütsart und durchaus belesen. Das ist weiter gar nicht verwunderlich. Wer die hohe Stufe deutschschweizerischer Volksbildung kennt, wem es bekannt, daß es hier durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, daß junge Leute vom Lande nach Absolvierung des halben oder auch des ganzen Gymnasiums auf den väterlichen Hof zurückkehren und weiterbauern, einfach aus freier Berufswahl so gut wie aus angestammter Schollenliebe, den wird es wenig überraschen, daß der Bauer an den Kulturgütern der Nation und der Menschheit nicht weniger teilnimmt als der Kaufmann oder der Arzt auf dem Lande, eher mehr.

*) Huggenberger, Alfred: „Hinterm Pflug, Verse eines Bauern.“ Dritte, durchgesehene Auflage. Huber u. Co., Frauenfeld. 1,80 M.

Ein solcher Bauer und Gebirgshumanist ist Alfred Huggenberger, und seine Lyrik — gemäß dem starken Traditionsbewußtsein des Bauern — steht durchaus auf der gesicherten Grundlage guter Überlieferung. Das Volkslied, wie es aus Goethes formender Hand hervorging, Schiller, Heine und Conrad F. Meyer sind die erkennbaren Nährsalze seines poetischen Humus.

„Sei mir begrüßt du frischer Morgen,
Der mir der Arbeit Segen bringt!“

oder:

„Ich grüße dich, du klarer Morgen,
Der mir der Scholle Frieden beut“,

wird wohl jeden an Schiller mahnen; das schöne Lied „Hochzeit“ hat den kraftvollen Balladenaufbau Meyers, das süße Wiegenliedchen „Tine, tine, Widelkind“ oder „Heimfahrt“ sind in der Art, das Volkslied zu verarbeiten, ganz Goethe angeschlossen. Nichtsdestoweniger ist Huggenberger ein Lyriker von stärkster Eigenart und tiefster Innerlichkeit, was niemals sagen will, daß er keine Meister gehabt hätte. Seine Sprache, sein Rhythmus erklingt in einer zarten Selbstverständlichkeit, Himmelweit entfernt von jeglicher gesuchten Einfachheit des Stils. Seine Gefühlswelt ist uns längst geläufig, nur daß sie sich so wesenseins mit den Pflichten, Schmerzen und Freuden bäuerlicher Alltagsereignisse gibt, daß sie so erdenfest verwachsen mit dem Allzumenschlichen gerade dieser Lebensart erscheint, erklärt die Neuheit des Zaubers, die beglückende Greifbarkeit seines Wortes. Mit seinem Pferd, dem Stier, dem Kälblein, dem unfruchtbaren Baum und seiner Nähmaschine kann sich Huggenberger in seltenem Maße einen: er fühlt ihr Sein, spricht ihre Sprache und wandelt gefenkten Hauptes als Mensch und schicksalsnotwendige Gewalt über diese Welt hin, und sein einziger Vorteil über seine Leidensgenossen, daß er sich seiner Tragik bewußt ist. Der herrschende Gefühlskreis Spittellers klingt in seinem Humor häufig an, der eben in der poetischen Erfassung der Notwendigkeit besteht. Das hindert die Kritik nicht, ihn „naiv“ zu finden, er ist ja ein Bauer! Ein Schweizer Bauer! Natürlich muß er „naiv“ sein, es steht doch im „Fremdenführer“, und wenn er die Gebrochenheit des

Weltenschicksals in leicht lächelndem Rhythmus besiegt, — die Kritik fand ihn naiv.

Huggenberger verflücht seine Verse gerne in seine Novellen*), und mich dünkt, er hat guten Grund, das zu tun. Seine Gedichte und Erzählungen stehen sich recht nahe. „Daniel Pfund“, „Der Hofbauer“ und andere lesen sich wie die prosaische Ausbreitung der Gedichte „Die Waise“ oder „Froschballade“. Ein Bursch, ein Mädchen, ein Bauer, das Kälblein und der unfruchtbare Baum, sie alle können bei Huggenberger zuweilen ihr ganzes Leben mit dem ganzen bisherigen Inhalt in einem einzigen Seufzer, einem kleinen Gedicht entbinden, von sich geben, sich dessen entledigen. Die Novelle Huggenbergers steigt dann den Rain zurück, wächst sozusagen von der Frucht zur Knospe zurück.

„Daniel Pfund kam mit zwölf Jahren als Dienstknahe nach dem Dörfchen Kalkacker, oberhalb Reichenberg. Im vierundfünfzigsten starb er daselbst als lediger Gütertnecht.“ Wie alles so absonderlich sich zutrug, trotz der Alwine Merd und der Rani Spinner, das vermag eben nur die ganze, treffliche Erzählung „Daniel Pfund“ begreiflich zu machen.

Auch C. F. Meyer liebt es („Gustav Adolfs Page“), das Ergebnis der Handlung voranzustellen und so das Werden rückgreifend zu entwickeln. Das sind natürlich Handgriffe der Erzählungskunst, die das echte, seiner Selbständigkeit bewußte Talent stets ruhig der guten Tradition entnehmen wird. Die Furcht davor ist ein Schwächezeichen. Huggenberger aber ist gesund wie eine junge Eiche.

Dr. Richard Meszlény = Genf

Wenn wir aus historischen Werken große Zeiten oder interessante Persönlichkeiten uns verlebendigen, so werden wir bald das Verlangen empfinden, über das Urteil der Historiker hinaus uns selbst ein Bild von den Triebfedern der Zeit, von den handelnden Personen und ihren Motiven, von ihren persönlichen Kämpfen und Leiden zu bilden, wie es am besten in ihren eigenen Schriften, in Aussprüchen und vertrauten Briefen uns entgegentritt. Doch ist es nicht immer leicht, an die Quellen zu gelangen. Sind sie doch zu

*) „Von den kleinen Leuten.“ Huber u. Co., Frauenfeld 1910.

oft in vielen dickleibigen und seltenen Büchern verstreut, deren Beschaffung mit vielen Umständen und großem Zeit- und Geldaufwand verknüpft ist. Da kommen uns zwei Unternehmungen entgegen, die die nötige Auswahl und Beschränkung vorgenommen und alles Wissenswerte in einem oder zwei Bänden oder Bändchen vereinigt haben. Ich nenne an erster Stelle die „**Deutschen Charakterköpfe**, Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften“, herausgegeben im Verlage von W. G. Teubner in Leipzig von **Wilhelm Capelle**. Die Ausstattung ist eine würdige, wie sie einem solchen für unsere nationale Kultur wertvollen Unternehmen geziemt, das in ganz besonderer Weise zur Erweckung wahrhaft vaterländischen Sinnes und zur Vertiefung historischer Bildung beitragen kann. Die Bände (zu je 2 M. in Leinen gebunden) enthalten eingehende Einleitungen von hervorragenden Kennern der Zeiten und Persönlichkeiten, eine durchweg vorzüglich getroffene Auswahl aus Briefen und Schriften und, um das Bild der Zeit vollständig zu machen, eine Anzahl Abbildungen nach gleichzeitigen Vorlagen. Die Wiederkehr der großen Gedenktage von 1813 läßt uns zuerst nach dem Bände „**Gneisenau**“ greifen, dessen Briefe und Denkschriften W. Capelle herausgegeben hat, und in denen die Zeit der Not und Trübsal, wie der endgültigen Befreiung wieder vor uns aufsteht, gezeichnet von einem der Edelsten, der nie selbständig eine eigene Armee führen durfte und doch als wahrer Besieger des Korsen erscheint. Das Bild eines echten Patrioten und aufrechten Mannes gewinnen wir aus der Autobiographie Kettelbecks, die Max Schmitt-Harßlieb nach der Hakenschen Ausgabe besorgt hat. Mit seinem Takt hat J. Wille eine Auswahl der köstlichen Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, gegeben; Markus Zuder läßt Albrecht Dürer und seine Zeit in Dürers Briefen vor uns aufleben; Heinrich Pestalozzi, der liebenswerte, wird uns von Hermann Walsmann in einer Auswahl von Briefen und kleinen Schriften vorgeführt; in den Reigen der Frauen um Goethe führt uns Gertrud Bäumer in den Briefen von „**Goethes Freundinnen**“, die einen stattlichen Doppelband (zu 3 M.) füllen; und den großen Staatsmann und Freund

Goethes und Schillers, „**Wilhelm von Humboldt**“ läßt uns in seinen Briefen Karl Sell näher treten. Wenn sich auch die Sammlung an alle Kreise unseres Volkes wendet, so ist sie besonders ein Schatz der heranwachsenden Jugend, die wir durch sie über feichte Lektüre hinweg an die Gründe unserer nationalen Kultur führen können. — Ein ähnliches Unternehmen bringt N. Voigtländers Verlag in Leipzig in seinen „**Quellenbüchern**“, die in kleinerem Format und zu wechselndem Preis (kartoniert, je nach Umfang 60 Pf. bis 1 M.) erscheinen und schon eine stattliche Reihe von Nummern aufweisen. Doch ziehen sie ihre Kreise weiter, und neben hervorragenden deutschen Persönlichkeiten (wie „**Blücher**“ in seinen Briefen) bringen sie kulturhistorische und fachwissenschaftliche Monographien („**Die ersten deutschen Eisenbahnen**“, Rob. Mayer, „**Erhaltung der Kraft**“), Kriegsschilderungen von Augenzeugen (Guericke, „**Belagerung Magdeburgs**“, 1864, 1866, **Kämpfe mit Witvoi** usw.) und über Deutschland hinaus hervorragende Vertreter der Wissenschaft (wie Celsus, „**Über Grundfragen der Medizin**“, Mela, „**Geographie des Erdkreises**“). Sie dienen gleichermäßen gediegener Unterhaltung wie der Vertiefung des Studiums, und da sie in rascher Folge fortgesetzt werden, dürfte jeder etwas für sich Geeignetes darin finden. Ihr billiger Preis wird sie namentlich in Schüler- und Studentenkreisen schnell einbürgern.

Dr. S.

Hermann Lingg. Eine Lebensgeschichte von **Frieda Port**. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1912. Frieda Port hat Hermann Lingg und seinem Hause viele Jahre hindurch nahe gestanden und auch das Werden Lingg'scher Werke teilnehmend begleiten dürfen. Aus herzlicher Liebe und mannigfacher Kenntnis heraus schildert sie hier das Leben des Dichters. Es wird vor diesem Buch manchen geben, der erstaunt die tiefe Problematik erkennt, die Lingg durchkämpfen mußte, bis er menschlich zur Ruhe und dichterisch zum großen Kunstwerk kam; und es wird auf den viel verkannten Teilnehmer des viel verkannten Münchener Dichterkreises mehr als ein neues Licht aus dieser niemals übertreibenden und sicherlich getreuen

Schilderung fallen. Insbesondere die Darstellung von Linggs Jahren als Militärarzt, von dem fürchterlichen Eindruck der Ereignisse des Jahres 1848 eröffnet eine weite Aussicht, die uns den Meister der geschichtlichen Lyrik und den Verfasser der „Völkerwanderung“ besser begreifen lehrt. Ein literarhistorisch irgendwie abschließendes Urteil hat Frieda Port in dem an dichterischen Empfindungen reichen Buche nicht geben wollen, sie hat aber auch dem künftigen ästhetischen Darsteller Linggs außerordentlich reichen Stoff in seiner Darlegung geboten. Hoffentlich erleben wir nun auch einen Neudruck der völlig vergriffenen „Völkerwanderung“.

Dr. Heinrich Spiro-Hamburg

Lenaus Werke. Herausgegeben von **Carl Schaeffer.** (Meyers Klassikerausgaben.) Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Das wilde, ungezügelte und unruhvolle slawische Temperament Nikolaus Lenaus und sein weiches, gemütreiches deutsches Wesen, dem wiederum eine starke Dosis slawischer Schwermut beigemischt war — diese wunderliche Mischung hat seltsam gestaltete, herrlich duftende poetische Blüten hervorgebracht, die ihrem Dichter den Ruhm des größten österreichischen Lyrikers eingetragen haben. Seine Werke werden stets im deutschen Volke, in dessen Herz er sich tief und dauernd hineingesungen hat, ein großes und dankbares Publikum finden. In Meyers bekannten Klassikerausgaben hat Carl Schaeffer Lenaus poetische Werke neu herausgegeben. Außer den lyrischen und größeren lyrisch-epischen Dichtungen bringt er den „Faust“, den „Cavonarola“, die „Albigenser“ und das dramatische Gedicht „Don Juan“. Die von ihm für die Einleitungen und knappen Anmerkungen sorgfältig benutzten Forschungsergebnisse (über die er allerdings nicht hinauskommt) beruhen zu einem erheblichen Teile auf den Untersuchungen Eduard Castles. A.

Tagesfragen

Über die Ursachen des Zusammenbruches der türkischen Armee schreibt uns ein Freund: „... Es sind jetzt fast genau zwei Jahre her, daß die türkische Armee aus den großen

Manövern zurückkehrte, die unter der Leitung des Generalfeldmarschalls von der Goltz auf dem Gelände der blutigen Schlachten des gegenwärtigen Krieges abgehalten wurden. Ungefähr sechzigtausend Mann waren an diesen Manövern beteiligt. Es war das erste Mal seit dem Krieg mit Griechenland, daß die türkischen Truppen in einem so großen Verband versammelt waren. Unter Abdul Hamid hat es überhaupt keine Manöver gegeben; nach der Einführung der Verfassung waren im Jahre 1909 zum erstenmal Manöver in kleineren Verbänden ausgeführt worden. Die Befriedigung über den glänzenden Verlauf der großen Korpsmanöver von 1910 war in den türkischen Militärkreisen eine große und allgemeine.

Nach der Rückkehr vom Manöver Schauplatz gab der Generalissimus Mahmud Scheffet Pascha zu Ehren des Generalfeldmarschalls von der Goltz im Hotel Tokalian in Konstantinopel ein großes Diner, bei dem die gesamte Generalität anwesend war. Während der Tafel brachte Mahmud Scheffet Pascha in deutscher Sprache, die er gut beherrscht, einen Trinkspruch auf den Generalfeldmarschall von der Goltz aus. Er rühmte die Verdienste des Generalfeldmarschalls um die Reorganisation der türkischen Armee, von deren Erfolgen die soeben beendeten Manöver Zeugnis ablegten, und dankte ihm mit bewegten Worten für seine aufopfernde Arbeit an der Vervollkommnung des türkischen Heeres. Das Hoch auf von der Goltz wurde mit Begeisterung aufgenommen, und mein Tischnachbar, ein alter General, sagte zu mir, gleichfalls auf deutsch: „Wir verehren diesen Mann wie“ — er suchte das Wort — „wie einen Heiligen.“

Von der Goltz erhob sich zu einer Erwiderung. Er wehrte den Dank Mahmud Scheffets mit der Bemerkung ab, daß das Meiste noch zu tun sei, und daran anknüpfend gab er, Scherz und Ernst vermischend, eine kleine Manöverkritik. Er lobte die strategischen und taktischen Dispositionen, die im ganzen zweckmäßig und glücklich angelegt gewesen seien. Dagegen sei in der Ausbildung der Stabsoffiziere und Subalternoffiziere noch außerordentlich viel zu tun; es fehle hier noch nahezu vollkommen an jeder Selbständigkeit und Initiative, ja an verständnisvollem Auf-

nehmen der von der Gefechtsleitung ausgehenden Befehle. Der Glanzpunkt der türkischen Armee sei der gemeine Mann. An Ausdauer, Leistungsfähigkeit und Genügsamkeit habe die Welt diesem prächtigen Material kaum etwas Gleichwertiges gegenüberzustellen. Er sei Bataillonen begegnet, die zwei Tagesmärsche von nicht weniger als je 50 Kilometer hinter sich gehabt hätten, ohne dabei irgend etwas zu essen zu bekommen, und die trotzdem pünktlich in die vorgeschriebenen Stellungen eingerückt seien. Auf diese Genügsamkeit des türkischen Soldaten schein man aber allzuviel zu rechnen, denn der wundeste Punkt des türkischen Heeres sei die Intendanz, der Nachschub von Proviant und auch von Munition. In diesem für den Erfolg im Ernstfall überaus wichtigen Punkte sei nahezu noch alles zu leisten.

Das Hoch auf die türkische Armee, der von der Goltz ein rasches und gesundes Fortschreiten auf der betretenen Bahn der Reorganisation wünschte, fand ebenso lauten Beifall wie der Toast Mahmud Schefkets auf den Generalfeldmarschall. Aber leider ist seit jener Zeit nicht allzuviel geschehen, um die Mängel, auf die von der Goltz damals sogar in fröhlicher Tafelrunde hinzuweisen für nötig hielt, zu beseitigen. Von der Goltz ist in den seither verflossenen zwei Jahren nicht wieder nach der Türkei zurückgekehrt. Man hat ihn nicht mehr aufgefördert, sei es, weil man glaubte, ihn nicht mehr nötig zu haben, sei es, weil man seine Kritik unliebsam empfand. Er hat, soviel mir bekannt ist, sein Urteil über die großen Manöver des Jahres 1910 nicht nur in jener Tischrede niedergelegt, sondern in einem ausführlichen Bericht an den türkischen Generalissimus, der wohl irgendwo in den Archiven des Seraskierats oder des Generalstabs schlummern mag.

Die letzten Ereignisse haben von der Goltz Recht gegeben. Die mangelnde Selbständigkeit und Initiative des mittleren Offiziers und das Fehlen jeder ausreichenden Intendantur haben in erster Linie den Zusammenbruch der türkischen Armee verschuldet.

Erschwerend kamen hinzu gewisse Schäden im türkischen Offizierkorps, die sich gerade im Laufe der letzten zwei Jahre zu einem wahren Verhängnis entwickelt haben.

Früher bestand ein großer Teil des türkischen Offizierkorps aus den sogenannten „Mailis“ (von Mai-Regiment), aus Offizieren, die aus dem gemeinen Stand hervorgegangen waren. Der andere Teil des Offizierkorps war gebildet aus den „Mekteblis“, das ist den aus der Kriegsschule hervorgegangenen Offizieren. Die mit dem Regiment aufgewachsenen Mailis bildeten gewissermaßen den Kitt der türkischen Armee. Sie verkörperten die Verbindung zwischen der Truppe und den höheren Kommandoinstanzen. Ein Gegensatz zwischen den Mailis und Mekteblis war in früheren Zeiten überhaupt nicht oder doch nur in beschränktem Maße vorhanden. Ein solcher Gegensatz hat sich jedoch im Laufe der letzten Jahrzehnte mit dem Eindringen europäischer Einflüsse, die sich bei den Mekteblis sehr stark, bei den Mailis überhaupt nicht geltend machten, herausgebildet. Die Revolution des Jahres 1908, die zur Proklamation der Verfassung führte, wird häufig als die Revolution der Armee gegen den Despotismus Abdul Hamids bezeichnet. In Wirklichkeit war diese Bewegung nur die Revolution der zum großen Teil für das jungtürkische Komitee gewonnenen Mekteblis, deren Herrschaft über die Armee für den Augenblick ausreichte. Neun Monate später, im April 1909, kam es in Konstantinopel zu der bekannten Gegenrevolution: der bis auf die Knochen mohammedanisch gebliebene gemeine Mann, geführt von dem demselben Kulturkreis angehörenden Maili, lehnte sich auf gegen den europäisch und freigeistig angehauchten Mektebli, und machte den Versuch, den Sultan von der Herrschaft des jungtürkischen Komitees, das in den Mekteblis seine Hauptstütze hatte, zu befreien. Eine große Anzahl von Mekteblis wurde damals in Konstantinopel von den eigenen Leuten ermordet, die anderen flohen, und zehn Tage lang stand Konstantinopel unter der Herrschaft der nur von den Mailis geführten Truppen. Aber die Komiteeoffiziere holten zum Gegenschlag aus. Unter der Führung Mahmud Schefkets rückten die mazedonischen Truppen, in denen die Mekteblis das Übergewicht besaßen, in einer Stärke von etwa dreißigtausend Mann mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit nach Konstantinopel heran, besetzten in

der Nacht vom 23. auf den 24. April alle wichtigen Punkte der Stadt und zwangen am Vormittag des 24. April die von den sogenannten Meuterern besetzten und verteidigten Kasernen nach heftiger Kanonade zur Übergabe. Abdul Hamid wurde abgesetzt und Mohammed der Fünfte zu seinem Nachfolger proklamiert. Die Häufelsführer der Meuterei wurden festgenommen, abgeurteilt und zum großen Teil auf den öffentlichen Plätzen Konstantinopels aufgehängt. Unter den also Hingerichteten befanden sich zahlreiche Mailis. Auch nach diesem Strafgericht blieb der tiefe Gegensatz zwischen dem Mektebli und dem Maili und das unüberbrückbare Mißtrauen des jetzt unbefchränkt die Herrschaft ausübenden jungtürkischen Komitees gegen den reaktionärer Gesinnung verdächtigen Maili bestehen. Man glaubte der Herrschaft über die Armee nur dann auf die Dauer sicher zu sein, wenn es gelänge, die Mailis möglichst radikal aus der Armee zu beseitigen. Infolgedessen wurden die Mailis massenhaft mit oder ohne Pension aus der Armee entfernt. Je prekärer die Stellung des jungtürkischen Komitees in den letzten zwei Jahren wurde, desto mehr suchte es durch solche Maßnahmen seine Position zu sichern. Durch die Entfernung des Maili verschwand aber das notwendige Bindeglied zwischen Kommando und Truppe; und dieses Bindeglied verschwand ohne Ersatz. Denn der Mektebli war sich zu gut, um wie der Maili mit der Truppe zu leben. Er fühlte sich in der Hauptsache als Generalführer und vernachlässigte den Dienst in der Kaserne und in der Front. Es soll vorgekommen sein, daß Offiziere monatelang ihre Truppe nicht zu Gesicht bekamen.

Die Ausrottung der Mailis erklärt einmal die ungenügende Anzahl von Offizieren, die sich bei den zuerst ins Gefecht kommenden Truppenteilen befanden, außerdem auch den absoluten Mangel an Fühlung zwischen Offizieren und Truppe, der sich in den ersten Gefechten herausstellte.

Berscharft wurden diese Verhältnisse, die an sich schon ihre Wurzel in der Politik hatten, durch die Tatsache, daß das mehr und mehr sich aus Mekteblis zusammensetzende Offizierkorps, nachdem es sich einmal in die Politik gestürzt hatte, die Beschäftigung mit der Po-

litik nicht wieder aufgab, sondern im Gegenteil sich immer mehr mit der Politik und immer weniger mit dem Dienst befaßte. Namentlich die Offiziere der mazedonischen Garnisonen brachten einen unverhältnismäßig großen Teil ihrer Zeit im Parlament und in den politischen Klubs von Konstantinopel und Salonik zu. Die Bemühungen Mahmud Schefkets, das Offizierkorps von der Politik abzubringen, sind bekannt.

Mahmud Schefket hatte ein deutliches Gefühl für die Gefahren, die hier vorlagen. Er sagte mir bald nach dem Einzug in Konstantinopel im April 1909, die wichtigste Aufgabe für ihn sei die Wiederherstellung der Disziplin in der Armee und vor allem auch im Offizierkorps. Ereignisse, wie diejenigen, welche sich jetzt vollzogen hätten, könnten nicht vorübergehen, ohne die Disziplin schwer zu erschüttern, und es komme alles darauf an, über diese Wirkungen Herr zu werden. Man hat an Mahmud Schefket oft genug getadelt, daß er nicht die nötige Konsequenz besitze und sich scheue, bis zum letzten Ende für seine Ideen einzutreten. Die Erklärung liegt zum großen Teil darin, daß Mahmud Schefket sich nicht stark genug fühlte, mit Gewalt gegen die nach wie vor Politik treibenden Offiziere der mittleren und niederen Grade vorzugehen; ein scharfes Zugreifen hätte blutige Konflikte innerhalb des Offizierkorps selbst ausgelöst. Mahmud Schefket wollte solche Konflikte vermeiden und hoffte, daß es einer beharrlichen und geduldigen Arbeit gelingen werde, allmählich wieder die Zügel in die Hand zu bekommen, das Offizierkorps seiner eigenen Aufgabe wieder zuzuführen und die Disziplin wieder aufzurichten. Er ist an dieser Aufgabe gescheitert.

Das jungtürkische Komitee war, nachdem es sich die unbefchränkte Herrschaft gesichert hatte, natürlich nicht entfernt in der Lage, alle Wünsche auch nur innerhalb des Kreises der Mekteblis zu befriedigen, und so erwuchs ihm die Opposition in den Reihen der Mekteblis selbst, auf die es sich bisher vor allem gestützt hatte. Der Konflikt erreichte seinen Höhepunkt im Frühling dieses Jahres mit dem Abfall des größeren Teils des Offizierkorps vom Komitee zu der sogenannten Liberalen Union, der den Sturz des jungtürkischen

Rabinetts und seinen Ersatz durch das Kabinett Mahmud Mutthar und Kiamil herbeiführte.

Diese politischen Gegensätze im Offizierkorps selbst, die sich schließlich zu erbitterten Kämpfen zuspitzten, haben in der letzten Zeit die Zerlegung im Offizierkorps auf das Höchste gesteigert. Der sich häufig wiederholende Fall, daß Offiziere niederen Grades in ihrer Eigenschaft als Komiteemitglieder ihren Vorgesetzten bis hinauf zu den höchsten Rangstufen ihren Willen aufzwingen, hat der Disziplin im Offizierkorps den letzten Rest gegeben. Das schlechte Beispiel der Offiziere mußte auch auf die Mannschaft zurückwirken, der ohnedies die immer wiederholten Phrasen von Verfassung und Freiheit zu Kopf gestiegen waren. Die Auflösung der militärischen Organisation hatte bei Ausbruch des Krieges einen gefährlichen Höhepunkt erreicht.

Dies gilt insbesondere für die in der Hauptstadt und ihrer unmittelbaren Umgebung, sowie überhaupt für die in der europäischen Türkei stehenden Truppen. Die Regimenter, die im Innern der asiatischen Türkei standen, wurden von den verhängnisvollen Einflüssen weniger berührt.

Neben diesen Verhältnissen allgemeiner Natur wirkten noch einige besonderen Ursachen mit, um den Zusammenbruch der türkischen Armee in den ersten Kämpfen herbeizuführen.

Weitaus der größte Teil der in der europäischen Türkei stehenden Truppen hat seine Heimat in Anatolien und diese Truppen waren allmählich europamüde geworden. Das fortgesetzte Hin- und Herschieben infolge der Bandenkämpfe und der albanesischen Aufstände, das Zurückhalten der Leute lange über die Dienstzeit hinaus, hatte ihre Geduld und ihre Kampfesfreudigkeit auf das äußerste erschöpft.

Diesem Umstand suchte das neue Kabinett Ahmet Mutthar — Kiamil Rechnung zu tragen, indem es wenige Wochen vor Kriegsausbruch einen großen Teil der in Mazedonien und Thrazien stehenden geschulten Truppen —

man spricht von mehr als hunderttausend Mann — in ihre Heimat entließ. Die Maßnahme soll insbesondere erfolgt sein, weil man hoffte, auf diesem Wege die bevorstehenden Neuwahlen zur Kammer in einem für die neue Regierung günstigen Sinn beeinflussen zu können. Über die großen Bedenken, die sich aus der politischen Konstellation ergaben, setzte sich Kiamil in seinem unbedingten Vertrauen auf die Freundschaft und den Schutz Englands hinweg. Bis zum letzten Augenblick, auch nachdem die Mobilmachung der Balkanstaaten bereits erfolgt war, hat Kiamil an der Zuversicht festgehalten, daß England durch ein Nachwort den Krieg verhindern und sich schügend vor die Türkei stellen werde. Als sich diese Hoffnung als nichtig erwies und die Kriegserklärungen erfolgten, wurden die gelichteten Kadres in aller Eile ausgefüllt, zum Teil durch Mannschaften, die nie einen militärischen Dienst durchgemacht hatten, die mit den Waffen nicht umzugehen wußten und die man förmlich auf den Straßen von Konstantinopel aufgelesen hat. War vorher schon durch die Zulassung der Christen zum Militärdienst die Einheitlichkeit der Truppen beeinträchtigt worden, so war diese Art der Ergänzung der zunächst mit den Bulgaren ins Gefecht kommenden Regimenter geradezu ruinös. Die auf den ersten Blick ganz unerklärliche und alle Welt überraschende Panik, die erst bei Kirkkilisse und dann bei Bunar-Hussar die türkischen Truppen nach mehrtägigem erfolgreichem Widerstand erfaßt hat, ist auf dieses unerhörte Verfahren zurückzuführen.

Jetzt endlich, nachdem die Türken bis zur Tschataldschalinie zurückgeworfen sind, ist es gelungen, die relativ gut ausgebildeten und disziplinierten Truppen aus Kleinasien und Syrien heranzubringen, die ihre Widerstandsfähigkeit in den Kämpfen der letzten Woche bereits bewiesen haben und die vielleicht noch in der allerletzten Stunde die Ehre der türkischen Armee zu retten und einen annehmbaren Frieden zu sichern vermögen. — —“

